Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(*Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.*)

Herausgeber: Reg. Rath Dr. Wilh. Edl. v. Well. — Hauptredacteur: Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas.

No. 9. **Wien, den 26. Februar.** **1848.**

1.

Original-Mittheilungen.

Die Schimmelräude und die Athmungsbeschwerden der Arbeiter in Schwammfabriken.

Vom Magist. Chir. J. Tersáncky, Districtsarzte zu Gross-Kanischa in Ungarn.

Das Einsammeln verschiedener holzigschwammiger Boletusarten, und das Verarbeiten derselben zu Feuerschwamm im Grossen, bildet in den waldreicheren Gegenden Ungarns seit etwa 20 Jahren einen viele Menschen beschäftigenden Industriezweig. Die dabei beschäftigten Individuen unterliegen aber gewissen eigenthümlichen Krankheitszuständen, wie diess bei den meisten anderen Gewerben auch der Fall ist.

Die hier zu Lande üblichen Manipulationen bei Bereitung des Feuerschwammes sind folgende: Verschiedene, an stehenden sowohl als an liegenden Baumstämmen, an Klötzen, Wurzelstöcken u. dgl. wachsende perennirende Löcherpilze, und vorzüglich *Boletus igniarius L.* und *Boletus fomentarius L.*, werden mittelst geeigneter Werkzeuge, meistens mit eisernen Haken, die an Stangen befestigt sind, von den Baumstämmen etc. abgelöst, zusammengetragen, in geräumigen Kammern oder Kellern aufgehäuft, und allda, Behufs der Erweichung, eine Zeit lang einer spontanen Gährung überlassen. Um die Fermentation zu beschleunigen, werden Thüren und Fenster der Kammer oder des Kellers gut verschlossen, und der allda befindlichen atmosphärischen Luft jede Communication mit der äussern abgeschnitten. — Schwämme, die zuvor getrocknet worden waren, werden im Haufen mässig angefeuchtet. — Die eingesperrte Luft füllt sich bald mit Dünsten, die sich aus den Pilzen, als der Verwesung entgegengehenden organischen Körpern, fortwährend entwickeln, sie erlangt dabei einen hohen Wärmegrad, wird feucht, schwer, mit übelriechenden Effluvien durch und durch geschwängert, mephitisch. Die Schwämme werden ebenfalls heiss, feucht und weich, lockern sich auf, schwellen bedeutend an, faulen auch zum Theil, und werden an ihrer ganzen Oberfläche von reichlich wucherndem Schimmel überzogen.

Ist die Gährung der Schwämme zu einem gewissen, eben erforderlichen Grade gediehen, so wird sie unterbrochen, damit die Pilze nicht durch Fäulniss gänzlich zerstört werden. Die Schwämme werden dann in die freie Luft gebracht, der Sonnenhitze, starkem Luftzuge etc. ausgesetzt und möglichst schnell vollkommen getrocknet; trocken werden sie in Räumen untergebracht, die vor Nässe gut geschützt und einem beständigen Luftzuge ausgesetzt sind, und allda unter fleissigem Umwenden (Schaufeln) so lange aufbewahrt, bis sie der weitern Bearbeitung unterzogen werden können. Diese besteht in sorgfältigem Wegschneiden der untern holzigen Schichte und der harten Epidermis des Pilzes, im Weichklopfen der übriggebliebenen schwammigen Substanz des Hutes, und endlich im Beitzen der letzteren. Das Beitzen jedoch, als

letzte Manipulation der Zunderbereitung, hat in den ungarischen Schwammfabriken heutzutage beinahe ganz aufgehört, der Schwamm wird nur beschnitten, weichgeklopft und so zu Tausenden Centnern jährlich ins Ausland verführt.

Schon die mit Einsammeln der Pilze beschäftigten Individuen sind einer nachtheiligen Einwirkung ihres Geschäftes auf die Gesundheit ausgesetzt; die Pilze schwitzen nämlich während des Sommers anhaltend einen scharfen Saft aus, der dem mit Ablösen des in einer gewissen Höhe sitzenden Pilzes beschäftigten Arbeiter ins Gesicht und auf die Hände tropft, die Hautstellen, mit denen er in Berührung kommt, aufätzt, und so langsam und schwer heilende Hautentzündungen verursacht. Wegfallen abgestorbener Hautpartien an den Händen, und, mit Abfallen des Nagels endende Panaritien sind bei den Schwammsammlern häufig anzutreffen.

Weit lästiger jedoch und ohne Vergleich wichtiger sind jene Zufälle, denen die übrigen, und ganz besonders jene Arbeiter fortwährend ausgesetzt sind, die sich mit Beschneiden und Klopfen der Schwämme befassen. Das schädliche Agens bei den letztgenannten zwei Manipulationen ist der Schimmel (Mucor), der während der Fermentation auf den Schwämmen entstanden ist, nun aber sich vom Schwamme ablöst, als feiner, leichter Staub der den Arbeiter umgebenden Atmosphäre sich einverleibt, und so mit der äussern Haut desselben, so wie mit den nach Aussen mündenden, schleimhautbekleideten Körperhöhlen fortwährend in nachtheiliger Berührung ist.

Der Schimmel bekleidet die ganze Oberfläche der, der Fermentation ausgesetzt gewesenen Schwämme in haarigen, mitunter bis 2 Zoll langen, bartförmigen Büscheln; er ist weiss, dunkelgelb, rost- oder kupferfarbig, auch dunkelbraun, und hie und da buntfärbig. Der mildeste in seiner Wirkung ist der weisse, schädlicher der gelbe, noch schädlicher der dunkelbraune, am allerschädlichsten aber der rost- oder kupferfarbne, der zugleich der leichteste und somit am meisten geeignet ist, die Atmosphäre zu imprägniren.

Werden die Schwämme dem Schneiden und Klopfen in ganz trockenem Zustande unterzogen, so steigt der durch diese Manipulationen abgelöste Schimmel gleich während der Arbeit als feines, leichtes Pulver in die Höhe, vermengt sich mit der Zimmerluft und füllt als leichter, zarter Nebel den ganzen Raum der Werkstätte aus. Werden die Schwämme vor dem Beschneiden nass gemacht, so wird der Schimmel durch das Wasser an den herabfallenden Schwammspänen eine Zeit lang niedergehalten; sobald aber die Feuchtigkeit verdunstet, steigt der Schimmelstaub auch hier in die Höhe und erfüllt das ganze Arbeitslocale, wie im ersten Falle.

Durch die schädliche Einwirkung des Schimmelstaubes wird das Angesicht des Arbeiters am leichtesten, daher auch früher als andere Körpertheile in krankhaften Zustand versetzt. Zuerst werden die Augenlider des Arbeiters roth und empfindlich, schwellen an, und dieser Reizzustand setzt sich bald auf Augenlid- und Augapfel-Bindehaut fort, die Augen sind roth, gegen Licht überaus empfindlich und thränen fortwährend. Kurze Zeit darauf erheben sich an mehreren Stellen des Gesichts, theils zerstreut, theils in beträchtlichen Gruppen, hirsekorngrosse, gelbe Bläschen auf entzündetem Grunde, diese bersten und ergiessen dann eine klebrige Flüssigkeit, die an der Luft zu Borken erstarrt, nach deren Entfernung man die Haut erodirt und eiternd findet. Zu gleicher Zeit mit diesen Eruptionen stellt sich Nasenbluten ein, das oft bis 20 Mal in einem Tage wiederkehrt, die Nase selbst schwillt monströs an, ist glänzend roth, juckt unerträglich und nässt immerfort; die Nasenhöhle ist durch Aufwulstung der Schleimhaut verengt. In einzelnen Fällen entwickelt sich *Ozaena*, bei der die Knorpel- und Weichtheile der Nase verloren gehen.

Bei sensiblen Individuen treten diese Krankheitserscheinungen von einem mässigen Reizfieber begleitet auf, das sich durch öfteres Frösteln, Beschleunigung des Pulses, Schwere und Eingenommensein des Kopfes kundgibt; durch das Nasenbluten jedoch werden diese consensuellen Zufälle meist wieder beseitigt. In den meisten Fällen sind alle aufgezählten Krankheitserscheinungen zugleich vorhanden, selten fehlt eine oder die andere, in äusserst seltenen Fällen erkranken auch die entblössten Theile des Halses und die Ohren.

Nächst den verschiedenen Theilen des Angesichtes sind die Respirationsorgane der Schwammarbeiter zumeist — und zwar weit wichtigeren und leicht gefährlichen — Erkrankungen ausgesetzt, und diese treten um so früher ein, je trockener die Schwämme zur Verarbeitung kommen, d. h. je leichter der Schimmelstaub während der Arbeit frei und der Luft einverleibt wird, und vorzüglich je mehr der kupfer- oder rost-

farbene Schimmel vorwaltet. Nach kurzem Aufenthalte in der so verdorbenen Luft stellt sich bei den Arbeitern ein Anfangs ganz leichtes Hüsteln ein, dem sich bald Schlingbeschwerden, Heiserkeit und mit Brennen verbundener Halsschmerz beigesellen. Dieses Brennen macht einem sehr schmerzhaften Kratzen Platz und das anfängliche Hüsteln verwandelt sich nach und nach in einen sehr anstrengenden Reizhusten mit Brustbeklemmung, Seitenstechen und Auswurf blutgestreifter Sputa. Auch werden nicht selten ganze Fetzen von der Tracheal- und Bronchialschleimhaut abgelösten Epitheliums ausgeworfen.

Eine dritte Reihe — jedoch mehr lästiger als gefährlicher — Krankheitserscheinungen kommt endlich gleichzeitig mit den bisher aufgezählten Zufällen an den Schamtheilen der Schwammarbeiter vor:

Die Schwammschneider sitzen nämlich bei ihrer Arbeit mit auseinandergespreizten Beinen vor einem ziemlich niederen Stocke (Block) und halten den Schwamm während des Beschneidens jedes Mal so, dass ihnen die Späne zwischen den Füssen auf den Boden fallen müssen. So sind denn die äusseren Genitalien vor allen übrigen Körpertheilen anhaltend der schädlichen Einwirkung jenes Schimmelstaubes ausgesetzt, der von den sich am Boden anhäufenden Schwammspänen sich immerfort erhebt, und so fein ist, dass er die festesten Kleiderstoffe durchzudringen vermag. — Sie empfinden anfangs ein gelindes Jucken der Scrotalhaut, das später in ein dem von glühenden Kohlen herrührenden ähnliches Brennen übergeht, dem sich Anschwellung und Röthung des ganzen Scrotums beigesellen. An verschiedenen Stellen der um das Doppelte verdickten, äusserst schmerzhaften Scrotalhaut fahren Bläschen auf, die sich mit Eiter füllen, bersten und Krusten erzeugen. — Auffallend ist es, dass die allgemeinen Decken des Penis nur da an diesem Kranksein Theil nehmen, wo sie das Scrotum anhaltend berühren, d. h. an der unteren Seite und nie auf dem Rücken des Gliedes. — Das lästige Jucken und Brennen am Hodensacke erzeugt eine gewisse Unruhe, und zwingt die Leute, den schmerzenden Theil fortwährend zu kratzen, was ihre Schmerzen nur vermehrt. Ist der Feierabend herangekommen, so streifen die Leute gewöhnlich die Schenkelbekleidung ab, um die Geschlechtstheile von jeder Berührung mit denselben frei zu erhalten und ihre Schmerzen durch das Anwehen der kühlen Abendluft ein wenig zu lindern. — Nicht selten sind auch Fieberbewegungen zugegen.

Die mit Beitzen des Schwammes beschäftigten Frauenzimmer sind denselben Krankheiten ausgesetzt, wie die Schwammschneider, wenn sie mit diesen in einem und demselben Locale arbeiten, nicht aber, wenn sie ein abgesondertes Arbeitszimmer haben; sie sind im ersten Falle derselben schimmelgeschwängerten Atmosphäre preisgegeben wie die Männer, nicht aber im zweiten, denn die Schwämme, die in die Beitze kommen, sind vom Schimmel vollständig gereinigt. Kopf- und Brustbeschwerden sind bei den Beitzerinen die gleichen wie bei den Männern, die Affectionen der Genitalien weichen aber *propter conditionem vulvae* etwas ab, namentlich kommt bei ihnen Harnstrenge und Blutharnen öfters vor, und Geschwüre der Schamlippen und der Scheide geben oft Anlass zur Verwechslung mit Syphilis.

Bei einem 24jährigen ledigen Frauenzimmer, das seit 3 Jahren an Amenorrhöe gelitten hatte, sah ich die Menses ohne Gebrauch von Arzneien wieder eintreten, nachdem die Person einige Wochen in einer Schwammfabrik gearbeitet hatte, und schliesse daraus, dass der Schimmelstaub bei Weibern als *Aphrodisiacum* und ***Emmenagogum*** wirke, wesshalb seine Anwendung gegen auf Atonie und Reizlosigkeit beruhende Krankheiten der weiblichen Geschlechtstheile in geeigneter Weise wohl versucht zu werden verdiente.

Auf das Entstehen der hier geschilderten Krankheitszustände übt weder das Geschlecht noch das Alter, Temperament oder die Constitution des Individuums namhaften Einfluss aus, und auch das Durchmachen derselben schützt vor neuen ähnlichen Erkrankungen nicht, rücksichtlich auf Intensität und Dauer der Zufälle aber kommen beträchtliche Verschiedenheiten vor. — Zur Heilung ist Aussetzen oder auch gänzliches Meiden der Arbeit unerlässlich. — Die Zufälle am Angesichte und die an den Zeugungstheilen sind mehr lästig als gefährlich, die Störungen der Respiration ziehen bei längerer Dauer oder durch öftere Wiederkehr unheilbare Gewebsalienationen und deletere Krankheitsprocesse herbei, als: chronische Lungencatarrhe, Obliteration der feinen Bronchialverzweigungen, Hämoptöe, Asthma, Hydrothorax, ***Phthisis trachealis*** und ***Phthisis pulmonalis.***

Man hat in den Schwammfabriken bereits verschiedene Versuche gemacht, um die schädliche Einwirkung des Schimmelstaubes auf die Arbeiter

zu beschränken, und auch die Receptivität der Arbeiter zu vermindern. In ersterer Absicht werden die einzelnen Schwämme vor dem Beschneiden ausgiebig angefeuchtet. Der Nutzen, den dieses Verfahren gewährt, ist unverkennbar; allein er ist, wie ich gelegentlich schon bemerkt habe, nicht ausreichend, denn sobald das Wasser, das den Staub an die Späne bindet, verdunstet ist, wird dieser wieder frei, ja die Wasserdünste selbst reissen einigen Schimmelstaub mit sich in die Atmosphäre. In letzterer Absicht pflegen die Arbeiter, bevor sie an ihre Beschäftigung gehen, Nase und Hodensack mit Öhl zu bestreichen, bei beginnendem Husten Öhl zu trinken und bereits vorhandene Eruptionen mit Haarpuder zu bestreuen; der Erfolg ist jedoch durchaus nicht befriedigend. Weit bessere Erfolge wurden erzielt durch fleissiges Ausspülen des Mundes und der Nase mit eiskaltem Wasser, durch Trinken eines mit Eigelb abgesprudelten Gerstenabsudes und durch Waschen der Genitalien mit einem Absude des Fleckschierlings. Letzteres heilt eben sowohl bereits vorhandene Eruptionen, wie es ihr Entstehen zu verhüten im Stande ist. Die Respirationsbeschwerden erfordern ein therapeutisches Verfahren nach den allgemein bekannten Regeln.

* *
*

Um mich vollkommen zu überzeugen, ob die oben aufgezählten krankhaften Zufälle auch wirklich der Einwirkung des Schimmelstaubes zuzuschreiben seien, habe ich mit demselben an mir selbst einige Versuche gemacht.

Ich schabte mir eines Abends etwas Schimmel von mehreren Schwämmen ab, um ihn bei meinen vorzunehmenden Versuchen zu verwenden; allein schon am nächsten Morgen empfand ich, ohne dass ich mir irgend einen Diätfehler hätte zu Schulden kommen lassen, Schwere und Eingenommensein des Kopfes, und aus der Nase gingen mir einige Tropfen Blut, ein Übel, zu dem ich übrigens gar nicht inclinire. Am folgenden Tage schob ich eine kleine Prise Schimmelstaub in die Nase und brachte eben so viel auf die Spitze der Zunge. Auf der Zunge verursachte es mir nicht die geringste unangenehme Empfindung, in der Nase aber biss es mich eine Weile wie Pfeffer, später stellte sich in diesem Organe ein unerträgliches Jucken ein, am Abende war meine Nase monströs angeschwollen, nässte anhaltend und schmerzte so sehr, dass ich mich nur mit Mühe schneutzen konnte. Am nächsten Morgen war die innere Fläche der Nasenflügel und beide Seiten der Nasenscheidewand mit zahlreichen kleinen Pusteln besäet, die sich später in kleine Krusten verwandelten, und als solche, mehrere Tage später, mit blutgestreiftem Nasenschleime entleert wurden. Endlich brachte ich etwas Schimmelstaub an die innere Seite meines Oberarms und erhielt ihn da durch eine entsprechende Vorrichtung durch zwei Stunden, bei der Abnahme desselben war die Haut wie von einem Senfteige geröthet.

Fälle aus der gerichtsärztlichen Praxis.

Von Dr. Bernard Pilz, k. k. Districts-Physiker zu Mürzzuschlag.

(Schluss.)

D. Gutachten über den des Irrsinnes verdächtigen Seelenzustand eines Criminalinquisiten.

Das löbliche Landgericht Admont veranlasste durch schriftliche Aufforderung vom 26. Juli 1846, Z. 195, die gerichtsärztliche Erhebung des Geistes- und Gemüthszustandes des ob verbrecherischer Diebstähle in Untersuchung stehenden Abdeckers J. F., da derselbe in letzterer Zeit durch sein Benehmen gegründete Veranlassung zu dem Verdachte einer psychischen Krankheit gegeben hatte.

Aus den gerichtlichen Acten wurde Folgendes, als zur Aufklärung dienlich, entnommen: Bereits vor vielen Jahren war J. F. bei dem Landgerichte Eibiswald in strafgerichtlicher Untersuchung gestanden, aus dem Grunde, weil er, damals Gerichtsdiener bei der genannten Behörde, einen Arrestanten geflissentlich hatte entschlüpfen lassen. Während der damaligen Untersuchung liess er Merkmale einer tiefen Betrübniss wahrnehmen, weinte viel, und sprach zuweilen mit sich selbst.

Eben in Monate April 1846 wurde derselbe aus obenerwähnter Veranlassung neuerdings bei dem Landgerichte Admont in strafgerichtliche Untersuchung gezogen. Längere Zeit brachte er, anscheinend vollkommen gesund, allein in einem Arreste zu. Als aber vor einiger Zeit in seinen Arrest noch ein anderer Inquisit gebracht wurde, fand ihn der Gerichtsdiener nicht selten ganz nackt in seinem Arreste, den Arrest selbst von seinen Excrementen beschmutzt, ja, der Aussage seines Arrestgenossen zufolge, soll J. F. öfters aus seinen Kleidungsstücken eine Schlinge, anscheinend zum Zwecke eines Selbstmordes, zu bilden versucht haben, daran aber durch Intervenirung sei-

nes Mitarrestanten gehindert worden sein. Auch starres Fixiren irgend eines Punctes und zeitweise widersinnige Antworten bestärkten in dem Verdachte, er leide wohl gar an Geisteskrankheit. — Als er wegen der Verunreinigung seines Arrestes ernstlich zur Rede gestellt wurde, entschuldigte er sich mit unwillkürlichem Stuhlgange, während seine Excremente damals in consistenten Massen abgegangen sein sollen.

Die wiederholt gepflogene persönliche Untersuchung und Besprechung im Arreste zu Admont liefert Folgendes:

J. F. ist ein Mann von anscheinend vierzig und einigen Jahren, von mittlerer, mehr kleiner Statur, gallichtem Aussehen, straffer Musculatur. Sein Blick erschien unstät, scheu, wie der eines, einen üblen Ausgang fürchtenden Verbrechers. Einfache, unverfängliche Fragen, die in einem humanen Tone an ihn gerichtet wurden, beachtete er wenig oder gar nicht; wurden sie aber in einem mehr gebietenden und ernsten Tone an ihn gerichtet, so antwortete er mit grosser Zurückhaltung, sichtlich aus Besorgniss, sich durch seine Aussage verfänglich zu machen, oder er erwiederte gar, er wisse es nicht. So wollte er bei einer Unterredung nicht im Stande sein, sich zu erinnern, ob er Kinder habe, und welches ihr Name und Geschlecht sei; obwohl sein Arrestgenosse versicherte, er spreche zu ihm oft von seinen Kindern und bezeichne sie genau mit Namen und Geschlecht. Bei der nächsten Unterredung wusste er, vermuthlich durch die erwähnte Aussage seines Mitgefangenen veranlasst, ihre Namen genau anzugeben. Seines früheren Lebens, seines Elternhauses, seiner Kinderzeit u. dgl. wollte er sich nicht im Geringsten zu erinnern wissen. — Sein ganzes Wesen, so wie jede seiner Antworten trugen den Ausdruck von Furcht und Verstellung, keine den einer irrigen Anschauung oder krankhaften Einbildungskraft an sich.

Gutachten.

Fassen wir Alles so eben Gesagte zusammen, so finden wir, dass das Gemüth das Inquisiten allerdings durch die lebendige Vorstellung seiner gegenwärtigen Lage, die Besorgniss vor der Zukunft und der Strafe, die das Gesetz über ihn verhängen dürfte, vielleicht selbst von Reue über sein Verbrechen ergriffen ist. — Allein — Betrübniss ist noch nicht Gemüthskrankheit, — sie wird es erst dann, wenn eine abnorme Thätigkeit der Einbildungskraft dem geistigen Blicke Täuschungen vorspiegelt und verkehrte Ideen erwecket, durch die das Individuum der Harmonie und Zweckmässigkeit der natürlichen Bestimmungen seines Vorstellungs- und Begehrungsvermögens beraubt wird. Ohne verkehrte Idee, ohne irrige Anschauungen und Vorstellungen ist der durch eine ungünstige Lage herbeigeführte Trübsinn nur eine fast nothwendig eintretende, doch keineswegs krankhafte Bestimmung des Gefühlsvermögens, die, wenn keine Aussicht auf eine bessere Zukunft vorhanden, allerdings bei reizbarem Gemüthe und leidenschaftlicher Aufregung das Individuum seinem Standpuncte zur Aussenwelt und zur Religion in dem Maasse entfremden kann, dass es durch diese, nunmehr krankhaft gewordene Selbstbestimmung, zum Selbstmorde, falls dazu Gelegenheit gestattet ist, geführt wird. — Auch die Reue ist nur eine natürliche, keineswegs krankhafte, sondern mit ungünstiger selbst verschuldeter Lage nothwendig eintretende Gemüthsaffection; — sie gleichet einer Crise, deren Ausgänge entweder moralische Besserung, ja Genesung, — oder gänzliche Ertödtung des sittlichen Gefühles, moralisches Absterben sind.

J. F.'s ganzes Benehmen trägt den Ausdruck des Affectirten, Erkünstelten an sich; selbst seine angeblichen Selbstmordversuche, denen durch Wegnahme alles dessen, was möglicherweise dazu dienen könnte, vorzubeugen sein dürfte, scheinen wenig ernstlich gemeint, sonst würde er zu deren Ausführung wohl einen Zeitpunct zu wählen gewusst haben, wo sein Arrestgenosse durch Schlaf ausser Stande gewesen wäre, ihn daran zu verhindern. Wir sprechen demnach unsere Überzeugung dahin aus, dass dieses Individuum weder geistes- noch gemüthskrank, sondern vollkommen zurechnungsfähig und sein letztes Benehmen nur erkünstelt sei, wahrscheinlich, um dadurch den strafenden Arm der Gerechtigkeit aufzuhalten.

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Pharmacologie.

Über die örtliche Wirkung des Chloroforms und ein einfaches Mittel, seine Reinheit zu erforschen. Von Mialhe. — Chemisch reines Chloroform auf die Haut oder Schleimhaut gebracht, ruft eine deutliche Röthung hervor, erzeugt aber keine Entzündung mit Pustelbildung. Es hat aber ätzende Eigenschaften, sobald es mit der kleinsten Menge absoluten Alcohols verunreinigt ist. In den Fällen, wo bei dessen Anwendung die Lippen oder die Nase angeätzt wurden, war das Chloroform immer alcoholhältig, wie chemische Analysen darthaten. Durch diese Beimischung erhält das Chloroform die Eigenschaft, die eiweisshältigen Stoffe des Organismus zu durchdringen, das Eiweiss herauszufällen und so die Erscheinungen der Reizung hervorzubringen. Um nun die Reinheit des Chloroforms zu erkennen, füllt man zur Hälfte ein Reagenzgläschen mit reinem Wasser, und lässt einen Tropfen Chloroform hineinfallen. Das letztere senkt sich, wenn es rein ist, zu Boden, und behält seine volle Durchsichtigkeit und Klarheit. Ist es aber mit Alcohol verunreinigt, so wird es weisslich und opalisirend. (*Gazette méd. de Paris. 1847. Nr. 50*) Stellwag.

B. Practische Medicin.

Resultate aus 100 Fällen von Chorea. Von Hughes. — Beinahe drei Viertel dieser Fälle fielen dem weiblichen Geschlechte anheim. Verf. sucht die Ursache dafür in grösserer Empfänglichkeit dieses Geschlechtes für äussere Eindrücke und darin, dass die Furcht mehr auf sie wirke. Auch mögen Menstrationsanomalien dazu beitragen, da solche, welche die Pubertätsjahre überschritten haben, seltener von der Chorea befallen wurden, wenn nicht Störungen der Menstruation eintraten, oder die Krankheit von Rheumatismus, Hirn- oder Rückenmarksleiden abhängt. Im Alter unter 10 Jahren befanden sich 11 männlichen und 22 weiblichen Geschlechtes; zwischen 10 und 15 Jahren 11 männlichen und 34 weiblichen Geschlechtes, und über 15 Jahre 5 männlichen und 17 weiblichen Geschlechtes. Da also das Übel in der Periode der Pubertät bei dem weiblichen Geschlechte viel häufiger auftritt, so scheinen Unregelmässigkeiten in den Functionen des Uterus besonders dazu beizutragen. Die Dauer des Übels war verschieden, von einer Woche bis zu einem Jahre. Hinsichtlich der erregenden Ursachen wurden in 31 Fällen als solche Furcht und Schrecken angegeben, in 4 Fällen neben andern Ursachen angeführt. Ausserdem ist der Rheumatismus eine gewöhnliche Ursache, und in manchen solchen Fällen scheint eine sympathische Affection des Rückenmarkes zu bestehen; in anderen eine Entzündung und Verdickung der Häute desselben. Rheumatismus war etwa bei 14 Procent veranlassende Ursache. Was die Therapie anbelangt, so bemerkt Verf., dass Purgirmittel öfters in Verbindung mit andern Mitteln in Anwendung gebracht wurden, bisweilen als Hauptmittel, wo sie aber nur selten und zwar nur in sehr leichten Fällen heilsam wirkten. In einigen Fällen, besonders bei den bleich aussehenden, schlecht genährten, schwachen Kindern der niedern Volksclasse wurde ein kaltes Infusum von einer halben Drachme Rheum in 8 Unzen Portwein sehr nützlich befunden. Die mineralischen Tonica, Arsenik, Zink und Eisenpräparate, passen in manchen Fällen der Chorea nicht, oder sind wenigstens im Anfange nicht anzuwenden. Der von manchen Ärzten so gelobte Arsenik erweist sich nach des Verf. Erfahrungen durchaus nicht so wirksam, als die andern mineralischen Mittel. Bei 7 Fällen erwies er sich nur in 2 heilsam. Eisenpräparate passen in den Pubertätsjahren, bei chlorotischen Mädchen oder Kindern, die an Anämie leiden. Sie wurden in 29 Fällen gebraucht, von welchen 19 geheilt und 2 gebessert wurden. Das schwefelsaure Zink wurde in 63 Fällen angewendet, von welchen 45 geheilt und 2 gebessert wurden. Man gab anfangs 1—2 Gran dreimal täglich und stieg allmälig bis zu 36 Gran. Selten erregte es Übelkeit, doch gab es auch Fälle, wo es selbst in kleinen Gaben nicht vertragen wurde. Über die vegetabilischen Tonica und Antispasmodica hat der Verf. nicht viele Erfahrungen gemacht. Die Electricität brachte mitunter Heilung zu Stande, wo viele andere Mittel lange ohne Erfolg gebraucht wurden. Sie ist besonders angezeigt, wenn der Körper abmagert, die Geisteskräfte schwächer werden und die Krankheit ungeachtet des Gebrauches zweckmässiger Mittel unverändert fortdauert; ferner bei jungen Weibern, bei denen die Krankheit einen einigermassen hysterischen Anstrich nimmt, und bei Knaben, bei denen sie allen Mitteln widersteht, und wo sich keine irgendwo bestehende Reizung zeigt. Das Regenbad wirkt weniger schnell und kräftig als die Electricität; Verf. sah davon oft gute, oft auch nachtheilige Folgen. Von den 100 Fällen von Chorea wurden 80 geheilt, 7 fast geheilt, 6 gebessert, 4 wenig gebessert und 3 starben. In einem tödtlich abgelaufenen Falle fand man im Gehirn eine Erweichung des rechten Randes des Fornix und die Oberfläche des dritten Ventrikels geschwollen, roth und weich; die in der Rückenmarkshöhle befindliche Flüssigkeit trübe, gelb, bei der Hitze gerinnend, das Mark selbst weicher als gewöhnlich. (*Guy's Hospital Reports in Oppenheim's Zeitschrift für die gesammte Medicin. Bd. 36. Heft 4.*) Meyr.

Über den Gebrauch der Schwefelbäder gegen Asthma. Von Courtin. — Dieser Aufsatz hängt mit jenem »über das Wesen und die Erscheinungen des Asthma,« der in einer frühern Nummer unserer Wochenschrift im Auszug mitgetheilt wurde, zusammen. Der Verf. bemüht sich in gegenwärtigem Aufsatze, die ungemein grosse Wirksamkeit von Schwefelbädern gegen diese Krankheit darzuthun. Als Belege dienen ihm 39 Fälle von Asthma, die mit Ausnahme von sieben alle binnen kurzer Zeit, einem halben bis zwei Monaten, durch den ausschliesslichen Gebrauch von Schwefelbädern bedeutend gebessert, wenn auch nicht vollständig geheilt wurden, trotzdem das Übel grösstentheils schon ein ziemlich altes war und allen andern Mitteln hartnäckig widerstanden hatte. Diese günstigen Erfolge räumen den Schwefelbädern einen um so grösseren Vorzug vor allen übrigen gegen Asthma gerühmten Mitteln ein, als dieselben, in dem unten angezeigten Maasse angewendet, wenn nicht hülfreich, doch gewiss nie schädlich werden, der Gebrauch derselben dem Kranken sehr behaglich ist, und durch sie nicht nur die Luftröhrenäste von dem dieselben verstopfenden zähen Schleime befreit werden, sondern auch die Haut zu tüchtigem Widerstande gegen die, Asthmatischen so schädlichen Witterungseinflüsse gekräftigt wird, was Bäder mit reinem Wasser nicht thun, da sie vielmehr den Körper erschlaffen und gegen atmosphärische Eindrücke empfindlicher machen. Nur sehr selten werden Schwefelbäder nicht vertragen, grösstentheils reicht es hin, den Concentrationsgrad derselben oder deren Temperatur zu vermindern, um sie den Kranken recht wohl erträglich zu machen. Der Verf. erklärt nun diese günstigen Erfolge theils aus der Resorption des schon seit undenklichen Zeiten gegen Catarrhe gerühmten Schwefels, theils aus der in Folge des durch diese Bäder hervorgebrachten Hautreizes bewirkten Revulsion, theils aus der unmittelbaren Einwirkung der während des Bades eingeathmeten schwefelwasserstoffsauren Dünste auf die Lungenschleimhaut, und der hieraus nach Trousseau's Erfahrungen resultirenden Verminderung der Secretionsthätigkeit dieser Membran, theils endlich aus der Abstumpfung der Haut gegen die den Asthmakranken so nachtheiligen Witterungseinflüsse. Die therapeutische Wirksamkeit dieser Bäder zeigt sich nun entweder schon während des Aufenthaltes des Kranken im Bade, oder kurz darauf in dem reichlichen Auswurfe jener zähen Massen, welche als die Ursache des Asthma geschildert wurden, und in der hierauf eintretenden bedeutenden Erleichterung des Patienten. Da diese Bäder jedoch immer ziemlich reizend sind, so muss man sich hüten, dieselben Fieberkranken oder zu Blutungen geneigten Personen anzurathen. — Man bereitet diese Bäder, indem man 4—5 Unzen Schwefelleber in Schwefelsäure oder Salzsäure löst, und diese Lösung in das Bad giesst, dessen Temperatur so hoch sei, als es der Patient ertragen kann (25—35° Cels.). Am besten bekommt es dem Patienten auf nüchternen Magen des Morgens. Ist die Witterung schlecht, so muss die Wanne möglichst nahe dem Bette stehen, damit der aus dem Bade steigende Kranke auf dem Wege zum Bette sich nicht verkühle. Man gibt diese Bäder alle zwei Tage, ausnahmsweise bei sehr heftigen Anfällen und im Beginne der Behandlung auch alle Tage. Gewöhnlich verursachen die ersten Bäder eine Steigerung der Dyspnöe, allein der Kranke gewöhnt sich sehr bald an diese Behandlungsweise, und zwar um so schneller, je leichter auf die Bäder der Auswurf wird. Sehr häufig, gewiss 18 Mal in 23 Fällen, ist das Asthma mit anderen Krankheitszuständen, gewöhnlich gastrischen Erscheinungen gepaart, und so lange diese dauern, ist von den Bädern nicht der geringste Erfolg zu erwarten, wesswegen der Verf. in solchen Fällen täglich ein Brechmittel aus anderthalb Gran Brechweinstein, gelöst in einem Aufguss von 15 Gran Brechwurzel, reicht. Auch als einstweiliges Mittel gegen die Dyspnöe ist dieses Brechmittel sehr zu empfehlen, wenn ein heftiger Anfall augenblickliche Hülfe fordert, und ein Schwefelbad nicht alsogleich zu Gebote steht, ein Aderlass aber durch die besonderen Umstände nicht zulässig erscheint. In weniger drängenden Anfällen erleichtern Cataplasmen, auf die Brust und den Hals gelegt, nebst warmen schleimigen Getränken sehr den Kranken. — Hauptregel bleibt es aber immer bei der Behandlung, Rückfällen des Übels vorzubeugen, wozu es vor allem nothwendig ist, den Kranken vor jedem schädlichen Witterungseinflusse zu bewahren, in welcher Hinsicht nun wieder die Schwefelbäder obenan stehen, da sie nicht nur das Übel durch Entfernung seiner Ursache durch den Auswurf jener zähen Schleimmassen heben, sondern auch seiner Rückkehr durch Verminderung oder Aufhebung der krankhaften Secretion vorbeugen, und den Körper gegen atmosphärische Schädlichkeiten widerstandsfähig machen. — Aber auch gegen den gemeinen Catarrh der Bronchialschleimhaut, als dem Asthma sehr nahe verwandt, haben Schwefelbäder ausgezeichnete Wirksamkeit, und selbst im Beginne der Lungensucht sah der Verf. von denselben ganz unerwartet günstige Erfolge. Die ausgezeichnete Wirksamkeit der Schwefelbäder gegen Asthma bekräftigt die in dem vorhergehenden Aufsatze aufgestellten Ansichten über das Wesen dieser Krankheit. (*Gazette méd. de Paris.* **1847.** *Nr.* **52.**)

Stellwag.

Behandlung der chronischen Gelenksentzündung mit einer Salbe von Nitras argenti. Von Guerard und Briquet. — In den Spitälern Hôtel-Dieu und Charite zu Paris wird von den genannten Autoren gegen die chronische Arthritis, die auf einen acuten Rheumatismus oder auf eine andere Ursache folgt, eine Salbe aus *Nitras arg.* angewendet. Im ersteren Spitale werden 5 Theile *Nitras arg.* mit 32 Theilen Fett verrieben, das Gelenk damit einmal täglich gut eingerieben, und zur Förderung der Aufsaugung ein Breiumschlag darauf gelegt. Diese Behandlung wird fortgesetzt, bis der Schmerz verschwindet. Die Epidermis wird glänzend, gelblich oder bronzirt und bisweilen geschwärzt, welches einige Tage hindurch dauert. — Im Hospitale Charite

ist die Salbe nicht so stark, und besteht bloss aus einem Theile *Nitras arg.* auf 32 Theile Fett; die guten Wirkungen sind aber nicht so auffallend. Eine ähnliche Behandlung befolgt Jobert in St. Louis bei weissen Gelenksgeschwülsten. (*Annales de Therap. u. Monthly Journ Dec. 1847.*) *Meyr.*

C. Chirurgie.

Verletzung der Carotis interna; Trennung des N. vagus. Von Fearn. — Verf. erwähnt einen Fall, wo ein Frauenzimmer von einem Manne angefallen und mit einem Messer an verschiedenen Theilen des Halses und Kopfes verwundet wurde. Eine starke Blutung verursachte Ohnmacht, während welcher zwar die Blutung aufhörte, doch bald darauf in vollen Strömen wieder begann. Verf. vermuthete mit Grund eine Verletzung der *Carotis int.*, unterband daher die *Carotis comm.* als das einzige Mittel, die Blutung zu stillen, und behandelte den Fall noch mehrere Wochen, worauf derselbe tödtlich endete. Bemerkenswerth waren in diesem sehr seltenen Falle: 1. die Schlingbeschwerden und die unvollkommene Schliessung der Glottis bei dem Acte des Schluckens. Dieser Umstand, welchen man früher in einer Verletzung des Pharynx und des obern Theiles des Respirationsapparates bedingt glaubte, hatte zum Grunde die Verletzung der beiden herumschweifenden Nerven. Es musste nämlich Paralyse des *N. recurrens* erfolgen, welcher als motorischer Nerve den untern Schlundkopfschnürer und die Ring- und Schildgiesskannenknorpelmuskeln versieht; 2. die unregelmässige und beschleunigte Circulation und die Respirationsbeschwerden. Die Reizung in den Luftwegen, die starke Secretion daselbst und der Husten waren wahrscheinlich durch Congestion der Lungengefässe bedingt. Da nämlich (durch die Unterbindung) der freie Austritt des Blutes aus der linken Herzhälfte gehindert war, so mussten die Lungenvenen mit Blut überfüllt werden und der ganze Lungenkreislauf ins Stocken gerathen. (*Prov. med. and surg. Journ. in the Lancet 1847. Vol. II. Nr. 15.*) *Meyr.*

Über die hängenden Geschwülste. Von O'Ferrall. — Die hängenden Geschwülste kommen an verschiedenen Stellen des Körpers vor. Ihr Wesen kann, gleichwie bei andern Geschwülsten, den normalen Geweben gleich, oder von fremdartiger Organisation sein. Sie besitzen jedoch eigenthümliche Charactere, welche theils von der eigenthümlichen Form, ihrer Stellung, der Art ihrer Anheftung und grösstentheils von der Organisation und Function des Theiles abhängen, von welchem sie entspringen. Andere Charactere sind durch die krankhaften Veränderungen derselben bedingt. Von den anatomischen Eigenschaften sind einige allen diesen Geschwülsten gemein, andere hängen von der Lage derselben ab. Eine Verlängerung der allgemeinen Decke, welche den Stiel bildet, ist über die Geschwulst ausgespannt und entweder gleichmässig und glatt, oder unregelmässig und warzig. Die Länge des Stiels ist verschieden, scheint grösstentheils durch die Grösse und das Gewicht der Geschwulst bestimmt zu sein; oft aber

ist die scheinbare Länge grösser als die wirkliche, was von dem Zuge, dem die benachbarte Haut ausgesetzt ist, abhängt. Die Farbe und Consistenz ist meistens durch ihre innere Organisation bestimmt. Diese sieht man am besten in den grösseren Varietäten. Ist der Stiel schmal, so nehmen eine Arterie und die begleitende Vene einen bedeutenden Theil der Dicke des Halses ein, und vertheilen ihre Zweige durch den bulbösen Theil der Masse. Die Arterie ist bisweilen so gross, dass sie eine der Radialarterie eines Kindes ähnliche Pulsation zeigt. Die Verzweigungen sind sehr fein und sehr schwer zu injiciren, weil nach der Entfernung dieser Geschwülste sich die Haut sehr zusammenzieht. Auch die Zweige der Vene sind sehr fein; Klappen, wie in andern Venen, sind nirgends zu entdecken. Minder einfach ist die Circulation in der adipösen Varietät dieser Geschwülste, im hängenden Nävus und in jenen, welche bösartig wurden. Gewöhnlich zeigt sich auf dem Durchschnitte der hängenden Geschwülste mehr oder minder hypertrophisches Zellgewebe, welches in seinen Maschen eine klare Secretion enthält. Das Ganze hat ein perlfarbiges oder weisses, halb durchscheinendes Aussehen; im lebenden Zustande möchte es sich mehr oder weniger gefässreich und von anderer Farbe zeigen. Granulationen, welche von diesen Geschwülsten ausgehen, haben immer die rothe Fleischfarbe eines hoch organisirten Theiles. Das Zellgewebe kann eine solche Menge Fett enthalten, dass die Geschwulst den Character einer Fettgeschwulst erhält. Oder dasselbe ist zuweilen die Basis eines accidentellen erectilen Gewebes; die Geschwulst hat dann eine Purpurfarbe, lässt sich sehr comprimiren und zeigt auf dem Durchschnitte zahlreiche Mündungen der getrennten Gefässe. Wenn eine solche Geschwulst von der Warze oder dem Hofe der Weiberbrust ausgeht, so erstrecken sich die Drüsenfollikel in dieselbe und bilden einen Theil ihres Gewebes. Die Follikel werden hypertrophisch; die von hier ausgehenden Geschwülste wachsen schneller, als die von andern Stellen entspringenden. Die Gegenwart von Follikeln in diesen Geschwülsten macht ihre Oberfläche unregelmässig; es befeuchtet sie ein eigenthümlich übelriechendes Secret, welches ihre Oberfläche öfters inkrustirt; das Ganze gewinnt ein warziges Ansehen, jeder Vorsprung ist mit einer Kruste bedeckt, so dass es einer Ichthyosis ähnlich ist. Die warzigen Vorsprünge lassen sich bis auf die Tiefe von 2—3 Linien trennen; die Furchen findet man feucht und in denselben eine übelriechende Exhalation. Im Innern zeigen solche Geschwülste eine milchweisse Farbe. In den hängenden Geschwülsten, welche nach denselben Gesetzen wie andere organisirte Theile ernährt werden, können auch dieselben krankhaften Veränderungen vor sich gehen. Einige von diesen scheinen von der verlangsamten Circulation, welche durch die hängende Stellung bedingt ist, abzuhängen. Der Rückfluss des Blutes durch die Venen ist durch die Abwesenheit von Klappen erschwert; daher eine Disposition zur Congestion besteht. Die Capillargefässe werden erweitert und die Oberfläche nimmt eine dunklere Färbung an. Eine Folge dieses Zustandes

ist Induration des Zellgewebes und der Haut, welche durch ihre unregelmässige Vertheilung den Verdacht einer bösartigen Geschwulst erregen kann. Eine andere Folge der capillären Congestion ist Ödem, welches öfters zur Meinung führt, als sei Eiter in der Geschwulst enthalten. Sind jedoch hängende Geschwülste starker Reizung und Beleidigung ausgesetzt, so kann in ihnen Suppuration entstehen. Abrasion der Oberhaut in solchen Geschwülsten, bei denen Ödem besteht, führt zur Aussickerung von Serum, wodurch die Grösse der Geschwulst bedeutend abnimmt; bleibt jedoch der Kranke im Bette, so verheilt die Stelle und die Geschwulst gewinnt wieder ihre vorige Grösse. Durch Ulceration der bedeckenden Haut und nachherige Granulationen, welche, der beständigen Reizung ausgesetzt, gross und dunkelroth sind, leicht bluten und einen sehr üblen Geruch entwickeln, entsteht eine grosse Ähnlichkeit mit den bösartigen Schwammgewächsen. Hypertrophie des Stieles beobachtet man bisweilen nach entzündlichem Zustande des bulbösen Theiles, welcher durch Reibung oder Irritation herbeigeführt wird. Am häufigsten tritt diese Veränderung bei Geschwülsten ein, welche vom Nacken ihren Ursprung nehmen. Der Stiel wird indurirt und vergrössert, er scheint dann mehr aufrecht und kürzer zu sein, als vorher. Wird der Stiel in diesem Zustande abgeschnitten, so reproducirt sich die Geschwulst leichter, als jene mit schmalem Stiele. — Die hängenden Geschwülste kommen häufiger bei Weibern als bei Männern vor. Sie sind entweder angeboren oder entwickeln sich in einer spätern Lebensperiode. Von erstern bleiben einige entweder stationär oder wachsen nur so langsam, dass ihr Wachsthum mit dem der übrigen Gewebe nicht gleichen Schritt hält. Sie ändern jedoch ihre Farbe und werden durch venöse Congestion dunkler. Andere werden, nachdem sie eine Weile stationär blieben, grösser, entzünden sich und werden der Sitz einer krankhaften Thätigkeit. Den Impuls dazu gibt meistens Reibung oder eine mechanische Verletzung. Die angebornen Geschwülste haben zur Zeit der Geburt oft eine verschiedene Form, und erlangen ihre hängende Gestalt erst später, wahrscheinlich in Folge der Volums- und Gewichtszunahme. So bilden sich gewöhnlich die hängenden Nävi. Ist die Circulation durch diese Geschwülste frei, so macht ein Druck zwischen den Fingern sie schlaff und blass; nach aufgehobenem Drucke kehrt ihre Völle und Farbe zurück. Ist aber die Geschwulst gross und lange bestehend, wurden die Gefässe und das umgebende Zellgewebe consolidirt, so hat der untersuchende Finger das Gefühl von harten Strängen, und weder Farbe noch Volum ändert sich durch Druck. Die nach der Geburt entstandenen Geschwülste sind einfache Zell- oder Fettgeschwülste, können aber beide in bösartige degeneriren. Die Zellgeschwulst beginnt als weiche Warze und nimmt verschiedene Formen an. Ihre Oberfläche scheint aus einer Anzahl parallel neben einander und im rechten Winkel zur Oberfläche der Geschwulst emporschiessenden Vegetationen zu bestehen. Sie entstehen nicht bloss in der allgemeinen Decke, sondern auch in der Schleimhaut. Die Fettgeschwulst wird unter begünstigenden Umständen häufig hängend. Verf. glaubt, dass eine hängende Geschwulst zur Zeit ihres Entstehens selten der Sitz von Encephaloid- oder Krebsablagerung ist, indem sich die Encephaloidmasse mehr in seitlicher Richtung anhäuft, und wenn sie sich gerade nach vorne ablagert, bald die Haut durchbricht und den Fungus exponirt. Die Behandlung besteht in der frühzeitigen Entfernung dieser Geschwülste. In ihrer einfachsten Form wird der Stiel mittelst eines Scalpels oder einer Scheere durchschnitten. Man nimmt die Geschwulst auf die Hand, gestattet der umgebenden Haut sich zurückzuziehen und ihre vorige Lage anzunehmen, und durchschneidet sodann den Stiel etwas unter seinem Ursprunge. Ist die ernährende Arterie stark, so lege man vorher eine Ligatur um den Stiel an und unterbinde die Arterie nach dessen Durchschneidung. Eine leichte Touchirung mit Höllenstein beschleunigt nicht bloss die Vernarbung, sondern vermindert auch die Reaction, besonders die bösartige. Einfacher Wasserverband vollendet die Behandlung. Wenn bei Fettgeschwülsten die Fettmasse sich durch den Stiel in das subcutane Zellgewebe über demselben erstreckt, so muss man diese Masse durch den Schnitt ganz entfernen, die kleine Höhle mit in Olivenöhl getauchter Charpie ausfüllen und die Hautränder über derselben sich nahe bringen, um die Bildung einer breiten Narbe zu verhindern. Tritt Suppuration ein, so wird die Charpie entfernt und die Haut durch Heftpflasterstreifen vereinigt. Beim hängenden Nävus ist das Verfahren verschieden. Ist auch im Stiele erectiles Gewebe und sind die Gefässe des Zell- und Hautgewebes über demselben hypertrophisch, so muss die erkrankte Partie durch einen elliptischen Schnitt ganz entfernt werden. Erstreckt sich jedoch das erectile Gewebe unregelmässig und in bedeutender Distanz, so wird die Geschwulst horizontal gehalten und angespannt, die Spitze eines Ätzmittels rund um den Stiel an verschiedenen Stellen applicirt, um Obliteration der Gefässe an jenen Stellen zu bewirken. Ist nun diese Veränderung eingetreten, so kann man ohne Gefahr einer starken Blutung den Stiel durchschneiden. Eine Reihe von durchgeführten Seidenfäden leistet dasselbe, aber auf eine schmerzhaftere und langsamere Weise. Wenn die hängende Geschwulst in eine bösartige auszuarten droht, so ist grosse Sorgfalt nöthig, dass alles Krankhafte entfernt werde. (*Dublin Quart. Journ. Nov. 1847.*) **Meyr.**

Über Knochenbälge. Ein Sendschreiben an Herrn geheimen Rath, Prof. Chelius. Von Prof. Adelmann in Dorpat. — Vorerst theilt der Verf. die Geschichte eines hieher gehörigen Falles mit, wo sich bei einer gesunden Bäuerin von 28 Jahren von der äussern Fläche des wagrechten Astes des rechten Unterkiefers ausgehend, binnen sieben Jahren eine Geschwulst zur Grösse eines Kindskopfes entwickelt hatte, in Folge deren alle umliegenden Theile aus ihrer normalen Lage verdrängt waren. Die Geschwulst, an ihrer Basis knochenhart, verlor gegen ihren mittelsten Punct zu, wo sie weich und fluctuirend war, allmälig an Resistenz, indem sich

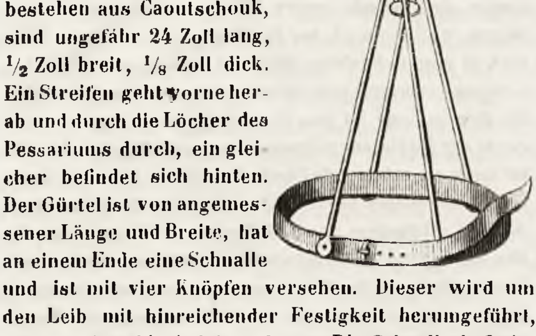
ihre knöchernen Wandungen im Verhältnisse zur Entfernung von ihrem Ausgangspuncte, dem Unterkiefer, verdünnten und endlich ganz von einer fibrösen Haut ersetzt wurden. Die Geschwulst enthielt eine Mass braungrünlicher, viel Fett und Eiweiss etc. enthaltender Flüssigkeit, welche von der, die innere durch mehrere vorspringende Knochenleisten buchtig gemachte Fläche auskleidenden, der *Dura mater* sehr ähnlichen Haut abgesondert worden war. Abtragung der nach aussen vorstehenden Knochenschalen, Entfernung dieser auskleidenden Membran, und Blosslegung der so entblössten inneren Knochenwand genügten, um nach Abstossung eines grossen Theiles der Knochenschale und Eiterung nebst Granulation den Zustand der Kranken bedeutend zu verbessern. — Die Seltenheit der bekannt gewordenen diessfälligen Beobachtungen erklärt der Verf. aus der bisherigen geringen Kenntniss über diese Pseudomorphosen und deren sofortigem Verkennen oder Übersehen. — Die Afterbälge, welche bis jetzt in dem Knochen gefunden wurden, sind nach ihm 1. entweder einfache Bälge mit einem Inhalte, der die Mitte zwischen Serum und Synovia hält; 2. oder Acephalocysten, deren äussere Haut den Nachbargebilden angehört und die eine wässerige Flüssigkeit enthalten; 3. Echinococci, bei welchen ein geschlossener Balg eine grosse Zahl von Blasenhydatiden verschiedener Grösse verbirgt; 4. *Cysticercus cellulosae,* der bis jetzt nur von R. Froriep im Knochen beobachtet wurde. Die *sub* 2, 3, 4 angeführten Blasengebilde fasst der Verf. unter dem gemeinschaftlichen Namen der Hydatiden zusammen und trennt sie so von der ersten Classe, nämlich den solitären Balggeschwülsten. Diese enthalten anfänglich eine dünne Flüssigkeit, deren Consistenz aber in Folge einer Secretion fester Bestandtheile im Übermaasse, später bedeutend zunimmt. Diese solitären Knochenbälge wachsen sehr langsam, manchmal tritt selbst ein völliger Stillstand im Wachsthume ein, denn die Grösse der Geschwülste steht mit deren Alter in keinem Verhältnisse. Durch die allmälige Vergrösserung der Geschwulst werden die benachbarten Theile verdrängt und in ihren Functionen beeinträchtigt. Wegen des langsamen Wachsthumes ist die Schmerzhaftigkeit eine geringe oder gewöhnlich keine. Die diese Bälge bedeckende äussere Haut bietet nebst einigen ausgedehnten Venen nichts Besonderes dar. Ist der Balg erst im Entstehen begriffen, so sind die Knochenwände des Kiefers noch so dick, so compact, dass die Anschwellung sich knochenhart anfühlt. Im Verhältnisse mit der Volumsvergrösserung der Geschwulst und daherigen Verdünnung ihrer Knochenwandungen wird die Widerstandsfähigkeit derselben gegen Druck eine geringere, so dass endlich die Knochenlamellen sich pergamentartig oder nach Art von Metallplatten beim Drucke biegen lassen und ein diesem entsprechendes Knistern dabei hervorrufen. Das Knistern fehlt natürlich, wo sich die noch zu dicke Knochenwand nicht biegen lässt, oder wo die Knochenwand in Folge allzu grosser Ausdehnung der Geschwulst durch Resorbtion schon verschwunden ist und nur Weichtheile den Inhalt umschliessen. — Als diagnostisches Hülfsmittel ist die Erforschungspunction nie zu verabsäumen, zumal sie gefahrlos ist. Da sich aber die Flüssigkeit schnell wieder ansammelt und bei Luftzutritt in Folge der Punction leicht zersetzt wird, so ist die Punction nie gar zu lange Zeit vor der Radicaloperation vorzunehmen. — Die Hydatiden rufen den oben angeführten ganz ähnliche Symptome als Reactionserscheinungen des Organismus hervor. — Die solitären Balggeschwülste wurden bisher nur im Ober- und Unterkiefer beobachtet, und die Ansicht, dass sie nur aus der krankhaften Entwicklung eines Zahnfollikels entspringen, hat gemachten Beobachtungen zufolge viel für sich, so dass sie also eigentlich nicht parasitischer Natur wären. Auf das Allgemeinbefinden wirken diese solitären Bälge in der Regel nicht nachtheilig zurück. Es ist unwahrscheinlich, dass dieselben durch die Natur geheilt werden können, da dieses nur durch Berstung des Balges, Abstossung seiner Wandungen und Granulation geschehen kann, kleine Bälge aber nicht bersten, während grosse zu ihrer Heilung eine die Kräfte des Patienten übersteigende Absorbirung und Eiterung erfordern würden. Über die Entwicklung der Hydatiden spricht sich der Verf. nicht aus. — Die Entwicklung der Knochenbälge hat drei Stadien, in deren erstem das kleine, erbsen- bis sandkorngrosse Wasserbläschen von geröthetem, etwas gelockerten Knochengewebe umschlossen wird, während im zweiten Stadium die Zellen des umliegenden Knochengewebes durch den Druck der anwachsenden Blase zusammengedrückt und endlich ganz aufgesogen werden, so dass im dritten Stadium der Knochen endlich durchbrochen wird, und die Cyste in den Weichtheilen sich weiter ausdehnt. Entwickeln sich mehrere solche Bälge zu gleicher Zeit neben einander, so werden durch gegenseitigen Druck auch ihre Zwischenwände atrophisch, und alle fliessen in eine gemeinschaftliche Höhle zusammen, die dann von den strangartigen Rudimenten der ehemaligen Zwischenwände durchzogen wird, und einen buchtigen Grund besitzt, welche Unebenheit des Grundes aber auch von dem verschiedenen Grade der Widerstandsfähigkeit verschiedener Gewebe desselben Knochens und sofortiger ungleichen Entwicklung der im Knochen sich ausdehnenden Cyste herrühren kann. Die äussere Fläche des Balges ist mit der Knochenwand innig verwachsen; die innere Fläche des Balges aber meist rothbräunlich, glattglänzend, einer serösen Haut nicht unähnlich, mit Epithelium bekleidet. Die strangartigen, von einer Wand zur andern hinüberlaufenden Fäden sind fibröser Natur, die Flüssigkeit der Bälge ist bei jungen Blasen wässerig, hell, später strohgelb, endlich wird sie dickflüssig, oft grünlichgelb; sie ist geruch- und geschmacklos; sie zersetzt sich in Berührung mit atmosphärischer Luft sehr leicht, und verbreitet dann einen Geruch nach Phosphorwasserstoffgas. Sie enthält Eiter-, Fett- und Blutkörperchen (letztere wahrscheinlich in Folge der Verwundung bei der Eröffnung), ferner tafel- und pinselförmige Crystalle, zuweilen ganz deutliche Cholesterintafeln. Chemisch untersucht fand man in der Flüssigkeit 6,99 Procent

fester Bestandtheile, worunter die Hauptmasse Proteinverbindungen (: 4,37 Proc.) Fett und Salze waren. In Folge einer übermässigen Secretion fester Bestandtheile wird öfters die ganze Balghöhle mit einer breiigen Masse gefüllt, die mechanisch die weitere Secretion der Wände hemmt, und durch Verirdung zu einer sogenannten verknöcherten Knochenbalggeschwulst werden kann. Dieser feste Brei enthält in 100 Theilen der getrockneten Substanz 19,50 Proc. Fett und 6,15 Proc. Aschensalze. Mitunter wachsen von der inneren secernirenden Fläche des Knochenbalges gegen die Mitte seiner Höhle zu gestielte, birnförmige, polypenähnliche Körper hervor, die sich im weiteren Wachsthume immer enger an einander drängen und endlich die Höhle so vollständig ausfüllen, dass die ganze Geschwulst ein gleichmässig speckähnliches Ansehen darbietet und vom Balge nichts mehr als sein Umfang sichtbar bleibt. Den Ausgang dieser Geschwülste in Krebs läugnet der Verf., nicht aber den Ausgang in Erweichung, Vereiterung und Abstossung. Es ist nur Ein Fall bekannt, wo Hydatiden gleichzeitig in mehreren Knochen vorkamen. Das gleichzeitige Vorkommen mit andern Parasiten ist bis jetzt noch sehr im Dunkeln. Die durch Knochenbälge gesetzte Verdünnung der Knochen disponirt sehr zu Knochenbrüchen. Solitäre Balggeschwülste scheinen auf das Allgemeinbefinden des Kranken bei weitem nicht so ungünstig rückzuwirken, als mehrfältige Hydatidenbildung, besonders wenn die Hydatiden den Knochen schon durchbrochen haben und sich in den Weichtheilen ausbreiten, was sich wohl durch den vermehrten Säftezufluss zu denselben, die Schmerzen bei Aufenthalt der Kranken in dem Bette, Schlaflosigkeit etc. erklären lässt. Die Symptome bei *Cysticercus cellulosae* sind gewöhnlich bedeutende Schmerzen, baldiger Verfall der Kräfte und Tod unter hectischen Erscheinungen. — Die Ätiologie der Knochenbälge ist noch sehr im Dunkel. — Die Prognose bei solitären Knochenbälgen dem Obigen zufolge nicht übel, wohl aber bei Hydatiden, wegen der oft gleichzeitigen Dyscrasie und grösseren Anzahl derselben in verschiedenen Körpertheilen. — Die Therapie hat folgende zwei Aufgaben zu lösen: 1. die in der Geschwulst enthaltene Flüssigkeit zu entleeren, und 2. die selbe absondernde Haut zu zerstören. Der ersten Indication genügt man nur bei sehr kleinen Geschwülsten durch die Punction; bei grösseren ist die Incision nothwendig, die dann gewöhnlich von der Mundhöhle aus vorgenommen wird, wenn nicht der Balg gar zu gross oder sein Vorsprung nach aussen am deutlichsten zu bemerken ist, in welchem Falle er von der Wange aus eröffnet wird, damit der Patient während der Heilung nicht am Ende eine grosse Menge Eiter oder Jauche verschlinge, oder Speisereste in die Höhlung gelangen, oder die Einführung stark reizender Mittel der Mundhöhle Gefahr drohe. Öfters gelingt es auch durch die Ausziehung eines Zahnes, den mit ihm in Verbindung stehenden Balg zu entfernen oder wenigstens zu eröffnen, und so die Heilung einzuleiten. — Um die innere absondernde Fläche des Balges zu zerstören, dienen reizende Einspritzungen. Weil diese jedoch nicht die ganze innere Fläche des Balges gleichmässig berühren und ihre Einwirkung nur eine zu kurze Zeit dauert, so sind sie für sich allein angewendet unzuverlässlich. Wirksamer ist das Einlegen von Charpiewieken, die man mit einer reizenden Salbe, gleichviel welcher, bestrichen hat. Bei Balggeschwülsten höheren Alters und grösserer Ausdehnung ist es besser, die ganze absondernde innere Fläche auf einmal zu zerstören, weil die nach der Eröffnung abgesonderte Flüssigkeit gern in Fäulniss übergeht, einen unerträglichen Gestank verbreitet und Anlass zur Jaucheresorbtion gibt. Zu diesem Ende ist das Herumfahren mit *Lapis causticus* in der Höhle am rathsamsten, weil flüssige Ätzmittel auch zu schonende Theile beleidigen können; 4. nur bei kleinen Bälgen nützt das Durchziehen des Haarseiles; 5. die Exstirpation des knöchernen Gehäuses und der ihm anhängenden absondernden Haut ist nur bei grossen Knochenbalggeschwülsten angezeigt und nie das ganze Gehäuse zu entfernen, da durch Abtragung von dessen vorderer Wand die hintere ohnehin dem Einflusse aller äusseren Reize blossgestellt wird und sich abstösst, während die Kunst nebstdem noch gesundes Knochengewebe zu diesem Ende entfernen müsste. Die zur Heilung nothwendige Abstossung, Eiterung und Granulation ist, da die Wände der Höhle sich nicht nähern und so die Vereinigung erleichtern können, offenbar eine sehr erschöpfende, daher es gut ist, den Abstossungsprocess durch obige Mittel zu gleicher Zeit an allen Puncten zu erregen, zu beschleunigen und üppige Granulation zu erzeugen. Die äussere Haut soll so viel als möglich geschont werden, denn sie zieht sich widrigenfalls gerne zurück, sinkt in die concave Höhlung des eröffneten Balges, verwächst mit ihr und erzeugt dann grosse Missstaltung. Die Form und Richtung des Hautschnittes geben die Umstände, immer bleibe an der abhängigsten Stelle der Wunde eine Öffnung zum Abflusse des Eiters. Man meide Kreuzschnitte und ziehe, wo möglich, die mit dem Zuge der vorzüglichsten Nervenzweige gleichlaufenden Schnitte allen andern vor, um Lähmung zu vermeiden, die, falls sie dennoch herbeigeführt worden wäre, durch die unvermeidliche Trennung der Nerven allenfalls aufgehoben oder minder lästig gemacht werden könnte durch Trennung derselben Nerven der anderen Gesichtshälfte. Die Nachbehandlung richtet sich nach den Reactionssymptomen. — Da man bei Hydatidenbälgen im Knochensysteme deren Zahl, Grösse und Verbreitung nie im vorhinein bestimmen kann, und oft nebst ihnen noch viel schlimmere Parasiten im Knochen hausen, so ist es eine von der Erfahrung sanctionirte Regel, den ganzen Knochen zu entfernen, als das einzig sichere Verfahren zur Heilung des Patienten. (*Rheinische Monatschrift 1847. Octoberheft.*) **Stellwag.**

D. Gynaecologie.

Ein neues Pessarium. Von Schofield. — Es ist aus Porcellan gemacht; der Stiel ist ungefähr 3 Zoll lang, rund, und hat 1/2 Zoll im Durchmesser; der Aufsatz ist rund, von verschiedener Grösse, an der obern Fläche mit einer schalenähnlichen Vertiefung versehen

zur Aufnahme der Mutterlippen; der Grundtheil ist länglich, mit abgerundeten Ecken, 1½ Zoll lang und ½ Zoll breit, und hat in gleichem Abstande von den Enden zwei kleine, längliche Löcher, durch welche Riemchen gehen, die an einem um den Leib der Kranken gehenden Gürtel befestigt werden. Die Riemchen bestehen aus Caoutschouk, sind ungefähr 24 Zoll lang, ½ Zoll breit, ⅛ Zoll dick. Ein Streifen geht vorne herab und durch die Löcher des Pessariums durch, ein gleicher befindet sich hinten. Der Gürtel ist von angemessener Länge und Breite, hat an einem Ende eine Schnalle und ist mit vier Knöpfen versehen. Dieser wird um den Leib mit hinreichender Festigkeit herumgeführt, dass er nicht hinabgleiten kann. Die Schnalle befindet sich vorne über dem Nabel, und wenn der Gürtel von passender Länge ist, so sind die Knöpfe vorne und rückwärts sich gerade gegenüber. Der Abstand zwischen den zwei vordern Knöpfen ist 3 Zoll, und eben so der zwischen den hintern. Die Riemchen sollen so lang sein, dass sie das Grundstück des Pessariums in einer Entfernung von ¼ bis ½ Zoll von oder unter der Vulva erhalten, denn ist dasselbe fest gegen die äussern Geschlechtstheile gedrückt, so dass es die



geringste Beweglichkeit verhindert, so ist Gefahr, dass der Uterus aus dem obern Theile des Pessariums herausgleitet, was jedoch bei oben angegebener Richtung vermieden wird. Die Vortheile dieses Pessariums sind, dass es ganz rein und frei vom Geruche, dass es glatt und kühl ist; die Theile, mit denen es in Berührung kommt, nicht reizt, den Uterus in seiner Lage erhält, die Empfindung des Drängens nach abwärts, die Kreuz- und Lendenschmerzen entfernt, die durch die ammoniacalische Beschaffenheit des Harnes verursachte Irritation der Blase beseitigt, welcher Zustand dadurch entsteht, dass die nach abwärts gedrängte Blase sich nicht ganz entleeren kann; dass ferner Schleimflüsse und selbst Ulcerationen des Uterus bei dem Gebrauche desselben leicht geheilt werden. Die Kranke kann auf einem hölzernen Stuhle ohne Schmerz oder Unbequemlichkeit sitzen; Blase und Mastdarm ohne Entfernung des Instrumentes entleeren, und so wird der Uterus fortwährend in seiner Lage erhalten, während das Gehen wie im gesunden Zustande gestattet ist. Die Scheide zieht sich zusammen, da der Uterus in seiner Lage erhalten ist und das Pessarium sehr wenig Raum einnimmt. Eine oder zwei Wochen vergehen, bevor der Gürtel und die Riemchen bequem sitzen, aber auch die erste Application bringt wenig Unbequemlichkeit mit sich. Das Instrument soll Morgens vor dem Aufstehen angelegt und nach dem Niederlegen entfernt werden. (*The Lancet. 1847. Vol. II. Nr. 19.*)

Meyr.

3.

Notizen.

Die Anwendung des Chloroforms (Formylchlorid) bei chirurgischen Operationen an Pferden und bei Versuchen an andern Thieren. Von J. Seifert, k.k. Hofthierarzt, Wund- und Geburtsarzt.

Kaum noch ist die Fama mit ihren geräuschvollen Anpreisungen des Schwefeläthers und seiner Anwendung verstummt, — unzählig viele Meinungen von Berufenen und Nichtwissenden für und gegen denselben sind noch nicht berichtigt, nicht geordnet oder gar abgeschlossen. — Der Dank von allen den Tausenden aber, denen mittelst des Schwefeläthers unsägliche Schmerzen erspart wurden, — dieser tausendfache Dank dem Entdecker Jackson im Momente der höchsten Freude ausgesprochen, ist für den berühmten Mann der neuen Welt hier in der alten noch nicht zur Dankadresse geworden, so lesen wir schon wieder im »Edinburgh Mercury« die Anzeige eines neuen Schmerz betäubenden Mittels in der Anwendung des Chloroforms, — im Jahre 1832 von Dumas in Paris entdeckt, — als Ersatz des Schwefeläthers aber vom Professor Simpson in Edinburgh zuerst angewendet und auch angerühmt.

Von dem Wunsche beseelt, meine zahlreichen Versuche mittelst der Anwendung des Schwefeläthers bei grossen und schmerzhaften Operationen an den verschiedenartigsten Hausthieren, besonders an Pferden und Rindern, vergleichungsweise mit dem Chloroform zu ergänzen, wendete ich dieses Präparat (bereitet von dem Director der k. k. Hofapotheke, Herrn Steinhauser) zum ersten Male am 8. d. M. bei sehr schmerzhaften Operationen verschiedener Art an vier der edelsten Pferde an.

Diese Versuche wurden am 10. und 11. d. M. wiederholt, so dass sich die Zahl der Versuche an grossen Hausthieren bis dahin auf 15 Individuen belief.

Bei allen diesen vorgenommenen Experimenten zeigte sich bei keinem derselben in der Zeit und den Erscheinungen eine grosse Verschiedenheit in dem Erfolge der Narcose; — kleine Abweichungen müssen dem verschiedenen Alter, Temperamenten und der Race zugeschrieben werden.

Das Chloroform konnte ich nur in der Weise mit Erfolg anwenden, dass ich in den von mir construirten, und vom Herrn Reiser sehr gut angefertigten Ätherisirungsapparat ein Loth Chloroform auf den in

der Capsel vorfindigen Schwamm goss; — die weitere Anwendung blieb dieselbe, wie beim Schwefeläther. Nach acht- bis zehnmaligem Einathmen wurden die Thiere unruhig, zeigten eine Aufregung, und es stürzte in dem so kurzen Zeitraume von 40 bis 50 Secunden selbst das stärkste Pferd, wie vom Blitze getroffen, beinahe unter denselben Erscheinungen plötzlich zusammen, wie solche bei der Apoplexie vorkommen.

In diesem Zustande war der Puls auffallend klein, die Herzschläge kaum fühlbar und bedeutend retardirt, das Athmen schnarchend, das Auge ganz starr, die Pupille erweitert, — kurz, im Ganzen das Bild der allgemeinen Lähmung ausgesprochen.

Bei den nun vorgenommenen sehr schmerzhaften Operationen waren die Thiere ruhig, und von jedem Zwangs- oder Befestigungsmittel frei. — Nach 4 bis 5 Minuten erwachten die Thiere wieder, standen aber nur sehr schwer auf, taumelten noch hin und her, so dass sie unterstützt werden mussten, genossen jedoch sogleich von dem ihnen dargereichten Futter.

Hier ist zu bemerken, dass bei diesen mit Chloroform betäubten Thieren weder im Blute, noch in der Milch, noch sonst einer Se- oder Excretion das Chloroform durch den Geruch wahrzunehmen war; selbst das Fleisch einer mit Chloroform im höchsten Grade narcotisirten Taube, jenes eines Huhnes und einer jungen Ziege roch weder roh, noch gekocht nach Chloroform, und konnte als ganz unverändert genossen werden, während diess beim Schwefeläther laut meinen Versuchen und Erfahrungen nicht der Fall ist, und weder Milch noch Fleisch, ausser man liess die Thiere noch acht bis zehn Tage nach erfolgter Schwefeläther-Narcose am Leben, und schlachtete selbe erst nach diesem Zeitraume, — genossen werden konnten.

Schliesslich fügt der Gefertigte noch die Bemerkung bei, dass zu Folge seinen Versuchen und dabei gemachter Erfahrung es bei Menschen, um solche zur Betäubung zu bringen, nicht genügend sei, die Nase oder die Lippen mit Chloroform zu bestreichen, wie diess im »Edinburgh Mercury« angegeben war.

Endlich glaube ich, dass die Anwendung des Chloroforms, dessen Hauptbestandtheil Chlor ist, bedenklich sein dürfte, da in 100 Theilen Chloroform über 60 Theile Chlor, 20 Theile Kohlenstoff und das übrige Wasserstoff enthalten, und diese Stoffe durchaus unathembar sind, indem Chlor bekanntlich auf die Athmungsorgane lebensbedrohliche Folgen haben kann. Freilich sind diese Stoffe chemisch gemengt und verbunden, wodurch ein, vielleicht ganz unschädlicher Körper daraus hervorgeht; allein die Erscheinungen, die bei der Narcose des Chloroforms hervorgerufen werden, zeigen auf eine ganz eigenthümlich intensive Einwirkung des Stoffes auf das Leben, — während dem Schwefeläther in mehreren Tausend in Wien allein angewendeten Fällen keine auffallende üble Wirkung und Nachwirkung zugeschrieben werden kann, ausser wenn wir jene Fälle dem Schwefeläther aufbürden wollten, welche wegen Mangels an richtiger Auswahl der zu operirenden Objecte der Äthernarcose zum Opfer wurden. (*Wiener Zeitung 1848, Nr. 21.*)

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Offene Briefe mit unleserlichen Adressen, vom Verfasser der »Vertraulichen Briefe an einen deutschen Staatsmann« über Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Kassel 1847.

(Fortsetzung.)

Im dritten Briefe ist die Rede von der »Art und Weise, wie ein Mensch studiren soll, um die Qualität eines Heilkünstlers zu erlangen, und damit der Wissenschaft und dem practischen Leben gleichzeitig zu genügen.« Im Verfolge dieser äusserst interessanten und geistreichen Erörterung spricht sich der Verf. unbedingt für einen Studienzwang aus, sobald der Lectionsplan ein vernünftiger ist. Der Ideengang des Verf. ist in Kürze folgender:

Eine academische Freiheit ist nur dann eine solche, wenn sie sich auf verständige Weise zu einem höhern Zweck unfreie Schranken zu setzen vermag. Im ganzen academischen Leben herrscht eigener Wille, eigene Wahl, eigene Anlage und eigener Fleiss des Studenten, d. i. Freiheit. Beklagt sich nun der freie Student über die Polizei, so folgt daraus, dass er sich polizeiwidrig benehme, d. h. freiwillig unfrei wird, indem er seine eigene freie Wahl im Guten und Schlechten als moralische Person vergibt. Dann macht ihn die Polizei wieder moralisch, und somit auch academisch frei. Und wenn der Student nur wenig oder nicht nach Consequenz und Plan, sondern nach Laune studirt, wenn er nicht von vorn, sondern von hinten anfangen, nicht stufenweise, sondern in Sprüngen, nicht umfassend, sondern einseitig, nicht logisch, sondern confus, nicht nach dem empfohlenen Plane, sondern nach einem eigenen oder von Nebeninteressen geleiteten Plane studirt, — so ist der Student nicht frei in seiner Ansicht von der Erlangung der Freiheit in der Wissenschaft, er hat keine freie Aussicht in die Wissenschaft, und eine noch beschränktere Aussicht für sich selbst. Eine wahre geistige Freiheit unterwirft sich jederzeit freiwillig den Bedingungen der Wahrheit — die Wahrheit ist für den Studirenden die Wissenschaft, und die Bedingungen dazu sind Gesetze des Studiums. Wer die Medicin bloss ihrer selbst willen als Wissen-

schaft studirt, ohne practischen Zweck, nur des geistigen Genusses halber, der hat in der Art und Weise seines Studiums Niemanden zu gehorchen, — er ist und bleibt academisch frei. Wenn er aber vom Staate die Stellung und die mögliche Beamtung eines Arztes zu erlangen wünscht, und der Staat ihm dieses Verlangen zu gewähren bereit ist, sobald er die Bedingung desselben, nämlich wissenschaftliche Reife, erfüllt, dann wird die Wissenschaft für ihn nur Mittel zum Zwecke, und bleibt nicht Zweck selbst, — und von hier an hört sie auf, frei für ihn zu sein. Er muss so studiren, wie es der Staat verlangt, wenn derselbe Etwas dafür gewähren soll, und diese Gewährung gibt dem Staate das natürliche und juridische Recht, dem Brotstudenten einen Studienplan zu befehlen. Es ist ein erstes Erforderniss, dass der Studirende logisch verfahre, wenn er irgend Nutzen haben will; damit er diess thun könne, muss auch die Studienverwaltung logisch verfahren. Verf. behauptet aber, dass die Studienverwaltung durchaus inconsequent, unlogisch handle, indem die gegenwärtig vorgeschriebenen drei Prüfungen nicht in einem organischen Zusammenhange mit den Studien stehen, die einzelnen Prüfungsgegenstände nicht in der nämlichen Ordnung aufeinander folgen, in welcher sie einem logisch-richtigen Lectionsplane zu Folge gelehrt und gelernt werden müssen.

Nach Schmidt's Ansichten, denen Verf. vollkommen beipflichtet, sollte das *Examen pro admissione ad collegia pathologica* das erste sein, und folgende Gegenstände umfassen: Mathematische Vorkenntnisse, Logik, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Psychologie, und endlich, als Übergang zum zweiten Zeitabschnitte, die allgemeine Pathologie.

Das zweite wäre das *Examen pro admissione ad instituta clinica.* Dieses würde umfassen: die Fortsetzung der allgemeinen Pathologie, die Secirübungen, die physiologischen Experimente und Untersuchungen, die Arbeiten des chemischen Laboratoriums, specielle Pathologie (Semiotik), Arzneimittellehre, Therapie (Diätetik), Chirurgie (allgemeine und specielle), Geburtshülfe. Am Schlusse dieses Semesters darf der Student schon irgend eine Clinik als Zuhörer betreten.

Das dritte Examen endlich — *ad praxim medicam* — sollte umfassen: die gesammte Clinik in Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe mit allen Unterarten, wie Kinderkrankheiten, Augenkrankheiten, Syphilis — in der Hospitalpraxis und der Policlinik; practische Übungen im Operiren an Leichen und Phantomen, pathologische Anatomie, gerichtliche Medicin, medicinische Polizei, Psychiatrik, endlich Geschichte der Medicin als objective Wiederholung des gesammten subjectiv durchlebten Studiums.

Was nun die Doctorwürde betrifft, so kann der Staat von Keinem, der alle im letztgenannten Examen ausgesprochenen Forderungen des Wissens erfüllt, fordern, dass er Doctor sei. Die Würde eines Doctors hat mit dem Brotstudium gar nichts gemein, der Doctor gehört nicht zum Brote, sondern zu der freien Wissenschaft. Der freien Wissenschaft hat aber der Staat nichts zu befehlen. So lange der Staat die Doctorwürde für Zulassung eines Studirten zum ärztlichen Staatsexamen zur Bedingung macht, so lange wird es viele miserable Doctoren geben. Es gibt aber tausend tüchtige Ärzte, die kein Tröpfchen Blut in sich führen, welches sie zum Doctorgrade würdig machte. Was nützt übrigens dem Arzte die Doctorswürde, wenn es nur Eine Sorte von Ärzten geben wird, und der Doctortitel kein Zeichen der höheren Studien mehr ist! Es wäre an der Zeit, den in früheren Jahrhunderten so hochgeachteten Doctortitel endlich einmal wieder zu heben, selten und dadurch würdig zu machen. Das Doctordiplom sollte abhängig sein von freien wissenschaftlichen Thaten ohne Nebenzwecke, ertheilt als ein Ehrenlohn von der freien, die Wissenschaft vertretenden Facultät. Am allerwenigsten sollte der Doctortitel Jemanden vor seinem Staatsexamen verliehen werden, da die Erfahrung lehrt, dass bei demselben mancher Doctor durchfiel! — O stolze Wissenschaft! Ein Doctor — ein Mann mit der höchsten Würde eines Gelehrten, der noch im Anfange unseres Jahrhunderts, kraft dieser Würde, einen besondern Hut und Degen empfing, — er fällt durch im Examen um Brot. — — — Schändlicher kann man den Doctor nicht herabwürdigen!

Die eine Facultät trauet jetzt der andern nicht, weil sie wissen, wie es oft beim Doctormachen hergeht; die Berliner Prüfungsbehörde nimmt keinen Göttinger oder Giessener Doctor für vollwichtig an, denn er ist ihr nicht *rite promotus*; — es soll aber nur eine Doctorwürde in der gesammten Wissenschaft geben, von überall gleicher Bedeutung und Berechtigung; darum muss in das Promotionswesen eine logische Bedeutung zurückkommen. — Wenn jeder Theologe nur dann Pastor in der Stadt werden dürfte, wenn er *Doctor theologiae* wäre, oder jeder Stadtrichter *Doctor juris* sein müsste! — Gerade darum haben die theologischen und juristischen Doctorwürden ihre respectvolle Haltung, dass sie als wissenschaftliche Parnassusgrade nicht verschmolzen sind mit administrativen Massregeln und Nebeninteressen. Darum sind sie auch seltener und — nicht Commissgut.

Es frägt sich nun, welchen Titel soll der Arzt im practischen Leben führen? — Schmidt hält es gewissermassen für ein nothwendiges Übel, dass man, so lange es Wundärzte erster Classe gibt, den Doctortitel in alter Weise beibehalte — und wäre es auch nur für die Frau „Doctorin" — für das Publicum. Verf. theilt nicht diese Ansicht, sondern glaubt, dass für den approbirten Arzt der schlichte Titel »Medicus« bezeichnend und passend wäre; er ist bei Stadt- und Landvolk bekannt, und es könnte die Frau des Arztes dann mit der Anrede: »Frau Stadtmedici« oder „Frau Landmedici" vollständig zufrieden sein. Eben so widerlegt Verf.

die Besorgniss, es werde der ohnedem bereits herabgedrückte ärztliche Stand noch mehr an Ansehen verlieren, wenn man den medicinischen Doctortitel von ihm abstreife. Die mit diesem Titel verbundene Würde wird übrigens durch ihre Verleihung an jeden Arzt der Stadt sehr herabgesetzt und zu Commissgut gemacht; sie wird eben so sehr geschändet, wenn man den Doctor im Staatsexamen durchfallen lässt, wenn man den Doctor in eine aller Brutalität ausgesetzte preussische Compagniechirurgen-Jacke steckt, wenn man den Doctor hungern oder gar betteln sieht, und dergleichen Dinge mehr. — Was nützt in Preussen eine freie wissenschaftliche Würde, welche von vorn herein im Feldwebelsrange bei der Compagnie respectirt wird. — Der Doctortitel ist so sehr herunter gekommen, dass kein Kaufmann eine Viertelkiste Cigarren darauf borgt — und dieser Titel soll das Ansehen des ärztlichen Standes in die Höhe bringen? — Oder soll dieser Titel vielleicht als Scheidelinie zwischen »Arzt» und »Wundarzt erster Classe» gelten, so lange wenigstens, wie Schmidt meint, bis der letzte Wundarzt erster Classe gestorben ist? — Der Wundarzt wird ja ohnedem von Jedermann »Herr Doctor» genannt, und wenn derselbe gewissenhaft genug ist, diesen Titel nicht ohne Grund annehmen zu wollen, so lässt er sich von der Frau oder den Schwiegerältern dreissig Thaler auszahlen, schreibt in müssiger Stunde einen Aufsatz über die Wirkung der Musik auf die Erziehung, oder über die Kunst im Allgemeinen (was jeder verständige Mensch kann), lässt sich von einem Candidaten der Theologie das Curriculum schreiben (falls er selbst sein Latein nicht mehr mobil zu machen wüsste), und packt alle diese Dinge — die dreissig Thaler nicht zu vergessen — unter die Adresse: An die philosophische Facultät in Jena. Nach drei Wochen ist er Doctor *comme il faut*, er hat den Titel, hat als Landarzt dieselbe practische Berechtigung wie der *Doctor medicinae* als Stadtarzt — kurz — wo ist hier die Scheidewand geblieben?

Sind denn aber die Wundärzte erster Classe, frägt Verf. weiter, wirklich solche Ungeheuer, solche Landstreicher, dass ein promovirter Arzt sich schämen muss, mit ihnen verwechselt zu werden? — So viel ist gewiss, dass gar viele talentvolle, aber arme Candidaten, welche fünf Jahre auf einer Universität mit Auszeichnung studirten, am kostspieligen Promotionsexamen den Stein des Anstosses fanden, an welchem der Weg zu ihrem Lebensziele sich schied, und wo sie in den Lebenspfad der Wundärzte erster Classe einlenken mussten. Darum fort mit der Promotionsprüfung, die als ein gewaltsames Moment in den organischen Gang der wissenschaftlichen Bildung hineingeschoben ist, und gar kein Recht hat, den Mediciner vom Mediciner zu trennen, die kein Recht dazu hat, — weil — sie auf Geld hinausläuft, und nur den Begüterten begünstigt. — Fort mit diesem Promotions Coulissenspiele, dieser Farçe, ohne wahren Hintergrund, diesem Aushängeschilde zur Deckung der Defecte,

welche der Staat im Professorenhonorare offen gelassen hat. Der Doctorgrad ist also bei den bestehenden Verhältnissen kein Zeichen höherer Bildung, da er bei Mangel an Geld unmöglich wird, trotz aller schönen Kenntnisse.

Ein Arzt soll aber ein gebildeter Mann sein, auch ausser seiner Fachwissenschaft; denn ein Arzt ohne die Bildung der feineren Gesellschaft ist sehr leicht doppelt roh. Diese höhere Bildung bekommt er aber nicht durch den forcirten Gymnasial-Unterricht. Eine höhere Bildung, die für das Leben nicht practisch wird, ist keine Bildung, sondern Künstelei, Ziererei, todter Ballast.

Mit ergreifender Wahrheit schildert nun Verf. die unzweckmässige Einrichtung des bisherigen Gymnasialstudiums für practische Lebenszwecke, namentlich für die ärztliche Laufbahn, so wie die Mängel der Realschulen. Sein endlicher Rath geht aber dahin: Man lasse die Schüler (auf Gymnasien) Anfangs, bis in Gross-Tertia, ohne Unterschied ihres künftigen Brotstudiums gemeinschaftlich lernen, und zwar alle alterthümlichen und antiquarischen Studien treiben, wie auf Gymnasien üblich ist. Von Secunda an aber — spalte sich das Gymnasium in zwei Parallelen, nämlich in eine academische (oder archäologische) und in eine realistische (oder polytechnische). Philologen und Theologen, und nach Lust auch Juristen, würden der ersten Parallele verbleiben, dagegen die Eleven einer künftigen practischen Lebensrichtung, besonders die Eleven einer demnächstigen ärztlichen Carriere, in die realistische Secunda und Prima übergehen würden und auch darnach als Abiturienten beurtheilt werden müssten. Wenn auf diese Weise die Ärzte die philologische und reale Bildung in sich aufgenommen hätten, dann wären sie wahrhaft fähig, das medicinische Studium mit den oben bezeichneten Lehrgegenständen zu beginnen.

Aber in der realistischen Abtheilung des Gymnasiums müsste hiefür auch wirklich die Vorschule gelegt sein. Hier dürften nicht, wie es leider häufig der Fall ist, Personen, die den Professor spielen wollen und »hoch vom Bock» fahren, nicht Heftableser oder Duckmäuser, oder Seminaristen, die die Natur in Bildern zeigen, fungiren, sondern Männer, welche mit verständiger Auswahl des Wichtigsten, Nothwendigsten und Interessantesten den Sinn und die Liebe für das Studium der Naturwissenschaften zu erwecken verständen. Damit aber der Schüler kein gewöhnlich empirischer Beobachter der Naturphänomene ohne Nachdenken und Anwendung werde, so müssen frühzeitig von geübten und geistreichen Lehrern Experimentalphysik und Experimentalchemie dargestellt werden, denn nur durch das angeschaute, verfolgte und wieder angewandte Experiment mit Naturkräften lernt man richtig verstehen, was man beobachtet, und wie man das Resultat weiter zu benutzen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1847.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Bannerth (Badearzt Dr.), dritter specieller Bericht über die Bade- und Brunnenanstalt zu Landeck, umfassend die Curzeit des Jahres 1846. gr. 8. (VI und 74 S.) Breslau, *Korn* in Comm. Geh. 30 kr.

Baranowskij (S.), climatologische Karte der Erde. 2 Bl. in lith. Farbendr. in gr. Fol. (Mit 2 Bl. Text in gr. 4.) Helsingfors. Leipzig, *Hartmann*. baar 3 fl.

Bibliothèque *du médecin-praticien, ou Résumé général de tous les ouvrages de clinique médicale et chirurgicale, de toutes les monographies, de tous les mémoires de médecine et de chirurgie pratiques, anciens et modernes, publiés en France et à l'étranger, par une société de médecins, sous la direction du docteur Fabre, rédacteur en chef de la Gazette des hôpitaux. Ouvrage adopté par l'université pour les facultés de médecine et les écoles préparatoires de médecine et de pharmacie du royaume, et par le ministère de la guerre, sur la proposition du conseil de santé des armées, pour les hôpitaux d'instruction. Tome VI. In-8. de 42 feuilles, grand papier, à deux colonnes. Imp. de L. Martinet, à Paris. — À Paris, chez J. B. Baillière. Prix 8 fr. 50 c.*

Le choléra *à Paris en 1847, sa marche actuelle en Europe, ses préservatifs et ses remèdes infaillibles. In-12. de 2 feuilles. Imp. de Poussielgue, à Paris. — À Paris, chez Peccatte, passage Verdeau, 27.*

Conseils *hygiéniques et médicaux aux malades qui viennent passer l'hiver à Nice; par le docteur Camous. In-12. de 4 feuilles, plus une pl. Imprim. d'Hennuyer, aux Batignolles.*

Considérations *pratiques sur les affections du col de l'utérus; par M. le docteur Filhos. In-8 de 6 feuilles ½. Imprim. de Bautruche, à Paris. — À Paris, chez Germer-Baillière.*

De l'éther *sulfurique, de son action physiologique, et de son application à la chirurgie, aux accouchemens, à la médecine; avec un aperçu historique sur la découverte de Jackson; par F. L. Lach. In-8. de 20 feuilles. Imprim. de Rignoux, à Paris. — À Paris, chez Labé, place de l'Ecole-de-Médecine. 4. Prix 5 fr.*

Döbereiner (Geh. Hofr. Prof. Dr. J. W., und Dr. Franz), deutsches Apothekerbuch. 2. Th. Grundriss der gesammten Chemie. 3. Abth. Grundriss der Physik, von Prof. Dr. W. Hankel. Mit vielen eingedr. Holzschn. (des ganzen Werkes 16. u. 17. Lief.) gr. 8. (VIII u. 327 S.) Stuttgart, *Becher's* Verl. Geh. 40 kr.

Falck (Privatdoc. Dr. Carl Phil.), Handbuch der gesammten Arzneimittellehre mit Einschluss der Toxicologie. 1. Heft. gr. 4. (48 Seiten.) Marburg, *Bayrhoffer*. 1 fl. 10 kr.

Mémoire *sur les astringens connus sous les noms de cachou, gambir et kino; par M. Guibourt, professeur à l'école de pharmacie. In-8. de 4 feuilles ¾. Imprim. de Fain, à Paris.*

Mitscherlich (E.), Lehrbuch der Chemie. 2. Bd. Die Metalle. 4. Aufl. gr. 8 (XXXII und 864 Seiten mit eingedr. Holzschn.) Berlin, *Mittler's* Verl. 6 fl.

Notice *sur l'éther et son emploi dans les opérations de la chirurgie dentaire; par Ch. Cousin, chirurgien-dentiste, In-8. d'une feuille ½. Imp. de Sapia, à Paris. — À Paris, chez Ledoyen. Palais Royal; chez l'auteur, rue d'Alger, 11.*

Repertorium für die Pharmacie. Herausg. von Dr. Buchner. 2. Reihe. Nr. 142—144. XLVIII. Bd. 3 Hefte. (à circa 6 Bog.) Mit Steintaf. 12. Nürnberg, *J. L. Schrag*. 2 fl. 15 kr.

Series medicaminum. Umfasst: Sämmtliche Arzneimittel, welche bei Apotheker-Visitationen Gegenstand einer Revision werden können. Fol. (6 B.) Berlin, *Decker*. Schreibp. baar 18 kr.

Traité *complet des maladies des cheveux, de la barbe et du système pileux en général, présenté à l'académie royale de médecine et à l'académie des sciences; par M. Obert. Deuxième édition, revue, corrigée et considérablement augmentée. In-8. de 10 feuilles. Impr. de Lacour, à Paris. — À Paris, chez l'auteur, rue Hautefeuille, 30. 2 fr.*

Wilms (Apoth. Friedr.), vergleichende Übersicht der Arzneimittel der 6. Ausg. der preuss. Pharmacopöe mit denen der 5. Ausg. Zum Handgebrauche für pract. Ärzte. 16. (35 S.) Münster, *Coppenrath*. Geh. 15 kr.

Wörterbuch, encyclopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausg. von den Profsssoren D. W. H. Busch, J. F. Dieffenbach, J. F. C. Hecker, E. Horn, J. C. Jüngken, H. F. Link, J. Müller. 36. Bd. (Wehenbefördernde Mittel — Zertheilung.) gr. 8. (VIII u. 694 S.) Berlin, *Veit & Co.* 6 fl. 30 kr.

Wunderlich (Prof. Dr. C. A.), Handbuch der Pathologie und Therapie. III. Bd. 3. Abth. Affectionen der Digestionsorgane. 4. Lief. gr. 8. (S. 617—840.) Stuttgart, *Ebner & Seubert*. Geh. 1 fl. 39 kr.

Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde und Viehzucht. Herausg. von Prof. J. F. C. Dieterichs, Prof. Dr. Ernst Ludw. Wilh. Nebel und Prof. Dr. Carl Wilh. Vix. 15. Bd. 4 Hefte. (à circa 7 Bog. mit Steintaf.) gr. 8. Giessen 1848, *Ricker*. 3 fl.

Druckverbesserung. In dieser Wochenschrift vom Jahre 1847, Nr. 52, S. 1645, Zeile 4 von oben, statt: *unc.* ix, soll es heissen: *unc.* iβ.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.